



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2014

literatur nr. 43

Lektorat: Sigrid Weiß-Lutz

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Covermotiv: Salvador Dali, Jeune fille à la fenêtre - Girl at the Window, 1925.

Photographic Archives Museo Nacional Centro de Arte Reina Sofia.

Autorenfoto: Paavi Mäle

ISBN 978-3-902901-52-1

Manfred Mixner


# Reise nach Abydos

Roman



Gedruckt nach der Richtlinie des  
Österreichischen Umweltzeichens  
„Druckerzeugnisse“,  
Druckerei Theiss GmbH, Nr. 869



 kultur steiermark

**GRAZ**  
KULTUR

Mit dem Einsetzen der Morgendämmerung werden die Konturen der Landschaft erahnbar, die Hügel und Berge heben sich vom dunklen Himmel ab, als schwarze Ränder über dem Nachtdunst, in den die Scheinwerfer des gleichmäßig schnell fahrenden Wagens dem Straßenlauf folgend einstrahlen. Die Müdigkeit ist jetzt am gefährlichsten, denn die Straße ist leer, kein Auto vor oder hinter dir, keines kommt entgegen, die Letzten sind heimgekehrt und die Ersten noch nicht aufgebrochen in den Tag. Farblos, grau in allen Schattierungen lassen sich bald Felder, Wiesen, Wald, Häuser und Obstgärten voneinander unterscheiden, im Talgrund dampft die Luft über einem Teich, Nebelfetzen schweben über den gepflegten Äckern.

Die Tiefe des Raumes löst sich vom Licht der Scheinwerfer, die Spannung lässt nach, und gleich werden die Farben erkennbar sein, das Blau und das Grün, das Gelb und zuletzt das Rot. In manchen Häusern sind die Fenster erleuchtet, von Nebenstraßen kommen zwei Autos, ein Fahrradfahrer, ein Traktor mit Milchkannen auf dem Ladewagen. An den Autobushaltestellen schlafweiche Gesichter.

Die Auffahrt auf die Autobahn geht links ab, in einer lang gezogenen Schleife; einmündend in die mittlere der drei Fahrspuren beschleunigt der Wagen. Das gedämpfte Dröhnen des Motors, der Fahrtwind und das Rauschen der Reifen auf der Betonpiste mischen sich zu einem unheimlichen Pfeifen und Singen. Die Landschaft wird mit der schnellen Bewegung übersichtlich, die Häuser, Wiesen und Felder, selbst die Wälder mit den abgeziel-

»In Abydos soll ein Geistesgestörter ins Theater gegangen [sein] und viele Tage geschaut haben, als ob gespielt würde, und auch Beifall geklatscht haben. Als er wieder zu Verstand kam, behauptete er, dies sei die angenehmste Zeit in seinem Leben gewesen.«

Aristoteles

ten Schneisen wirken verkleinert. Eine Viertelstunde noch bis zur Grenze.

Die Zöllner der beiden Staaten stehen nebeneinander vor den Kojen mit den Glasschiebefenstern. Ein junger hebt die Hand, der Wagen hält, ein älterer blickt über das Autodach zurück in die Ferne. Der junge Mann schaut dir ins Gesicht, sucht kurz nach Zeichen der Nervosität, des Abweichenden, des Besonderen, und winkt dann, wie gleichgültig, als gelte es den lästig gewordenen Wagen weitzuschieben. Die Aufmerksamkeit in seinen Augen ist erloschen, gewichen einer naiven, harmlosen Freundlichkeit, er redet weiter mit dem neben ihm stehenden dritten Beamten, der unauffällig das Wageninnere betrachtet hatte. Der ältere Grenzer hat den Kopf zurückgelehnt, in seinen Brillengläsern spiegelt sich das Morgenrot.

Bauplätze zwischen Feldern, brachliegende Flächen, Fabrikhallen, neben und vor denen Autoreihen im fast horizontal einfallenden Licht der aufgegangenen Sonne funkeln, Müllhalden und in ihrer Funktion nicht gleich durchschaubare Betongebäude bedeuten in der Ebene die Nähe der Stadt. Reklametafeln werfen lange Schatten. Die auf allen drei Spuren der Autobahn jetzt dicht aufeinanderfolgenden Fahrzeuge werden immer langsamer, die ganz rechts kommen fast zum Stillstand. Die Gesichter der Fahrer scheinen fühllos, manchmal ein Anflug von Aggressivität, Verächtlichkeit, der sich gleich wieder verliert in der Gedankenlosigkeit des mechanischen Agierens und Reagierens; die meisten hören offenbar Musik, und auch wenn mehrere Personen in den Autos sitzen, wird anscheinend nicht gesprochen. Mitten auf einem zum Teil aufgegrabenen, zum Teil wild bewach-

senen, eingezäunten Grundstück steht ein mehrstöckiges neues Wohnhaus, weiß, wie vergessen, wie verlassen, erst im Näherkommen sieht man dahinter, tiefer liegend, eine Reihe gleicher Wohnblöcke. Es wird heiß. Über den Autokolonnen flirrt die Luft.

Weit hinter der Großstadt, nach der Ebene mit den bis an den Horizont reichenden gleichförmigen Feldern und Äckern und nach einem hügeligen, viele Kilometer sich hinziehenden menschenleer scheinenden Waldgebiet, führt die Autobahn wieder an Dörfern und einzelnen, großen Gehöften vorbei, die Landschaft wird abwechslungsreicher, vertrauter. Die Sonne steht höher am wolkenlosen Himmel. Der Luftzug im Wagen gleicht die Hitze noch aus. Auf der nächsten Hügelkuppe spiegeln für einen Augenblick die Fenster einer Raststätte grell das Sonnenlicht, dann dreht das Strahlenbündel ab, nur die weiße Hauswand glänzt herüber.

Mit eingespielten Bewegungen und Handgriffen decken zwei Kellner und eine Kellnerin die Tische auf der Terrasse der Raststätte. Die braunen Tischtücher werden mit Spangen festgeklemmt, die Speisekarten, Salz und Pfeffer, Zucker, Zahnstocher in der Mitte arrangiert. Auf die Sitzflächen der Stühle werden braune Polster gelegt, Sonnenschirme werden herbeigerollt, aufgespannt und zurechtgerückt. Das große Frühstück: ein Kännchen Kaffee, Brot, Toast, Butter, Marmelade, Honig, Wurst und Käse, ein Ei, eine Portion Spargel in Schinken. Die Terrasse wird voll, alte Leute, am Parkplatz steht ein Bus mit holländischem Kennzeichen. In der Toilettenanlage im Kellergeschoss der Raststätte die ersten Anzeichen von Übelkeit, Völlegefühl, die schmerzhaft

Entleerung der Gedärme, im Spiegel das weiße Gesicht, glänzend, verschwitzt, unter den Augen dunkle Flecken.

Der im Schatten abgestellte Wagen steht nun halb in der Sonne. Am Wiesenrand liegt ein toter Maulwurf. Das Lenkrad und der Schalthebel sind heiß, die Berührung schmerzt. Der Parkplatz für Lkws ist zur Gänze frei. Der Luftzug durch die geöffneten Fenster kühlt. Im Rückspiegel ein hellblauer Mercedes, der Fahrer und seine Begleiterin tragen Sonnenbrillen. Es ist derselbe Wagen, der bald nach der Grenze sich von hinten genähert und dann immer den gleichen Abstand gehalten hatte. Er folgt auch jetzt auf die Autobahn. Die Leibscherzen werden stärker, in Wellen folgen einander Krämpfe. Im Atem der unangenehme Spargelgeruch. Etwas an dem Essen war verdorben gewesen. Reagiert der Körper so rasch?

An der nächsten Tankstelle noch einmal abfahren, volltanken, die Toilette aufsuchen. An der Zapfsäule der Benzingestank. Der alte Mann an der Kasse vergleicht lange die Unterschrift auf der Kreditkarte mit der auf dem Beleg. Der hellblaue Mercedes ist auf der Autobahn geblieben. Bald nach dem ersten Rastplatz nach der Tankstelle taucht er wieder im Rückspiegel auf. Er hält Abstand. Die Sonne steht senkrecht am Himmel, der Horizont verschwimmt im Dunst, über den Fahrspuren zittern die Luftspiegelungen, Täuschungen, Vexierbilder. Vor der Grenze hat sich ein Stau gebildet. Es wird nur in zwei Spuren abgefertigt, die Busse und Lastwagen sind vorher schon ausgeschert. Hier wird nur die Einreise, nicht wie an der anderen Grenze auch die Ausreise kontrolliert. Die Zöllner stehen auf den Fahrbahnen, nehmen die Pässe und Ausweise, die ihnen die

Reisenden aus den Autofenstern reichen, in die Hand, blättern darin, schauen in die Gesichter, auf die Passbilder, so ruhig, so gleichmäßig und so ohne mimischen Aufwand, als geschehe es in Trance. Bei einigen Autos dampft oder raucht es aus den Spalten der Kühlerhaube heraus, die Abgase vermengen sich mit dem Qualm, es stinkt nach angebrannten Kunststoffen. Die Leibscherzen, die schon nachgelassen hatten, setzen plötzlich wieder ein, krampfartig, Faulgeruch stößt aus dem Magen auf. Ankämpfen gegen die Übelkeit, den Brechreiz. Der Grenzbeamte sieht dir besorgt ins Gesicht, bedauernd zuckt er die Achseln und reicht dir den Pass zurück, ohne hineingesehen zu haben.

Alle Fenster des Wagens sind offen, aber im Stadtverkehr reicht der Fahrtwind nicht aus, um wirklich Kühlung zu verschaffen. Von der Grenze weg führt eine Allee durch eine lange Reihe von Lagerhallen, Fabriken und Industrieanlagen hin zum Fluss, auf dessen anderer Seite die Altstadt liegt, mit ihrem malerischen Marktplatz im Zentrum, mit den alten Einkaufsstraßen und den Wohnquartieren der wohlhabenden Bürger. Flussaufwärts schiebt ein Lastkahn drei mit Kohle beladene Schiffsteile, neben und hinter ihm treiben Paddel- und Schlauchboote, an einer Anlegestelle neben der Brücke toben Kinder. Die Straßen der Stadt wirken wie an einem Sonntagmorgen, kaum Passanten, einige Radfahrer und wenig Autoverkehr. Am Universitätsplatz ist es ungewöhnlich still. Auf einem Rasenstück im Schatten von Kastanienbäumen liegen junge Leute und schlafen. Am Brunnenrand vor dem neuen Bibliotheksgebäude lassen drei Mädchen ihre Beine ins Wasser baumeln, sie haben ihre Gesichter der Sonne zugewandt, die Augen geschlossen. Ein schattiger Parkplatz vor dem Wohnhaus

Petersgasse 1 ist noch frei, erschöpft mache ich die Wagentür weit auf, lehne den Kopf zurück. Hemd und Hose kleben am Körper, ich stinke nach Schweiß, spüre den schlechten Atem. Die Reisetasche ist heiß, das Sakko hat seitlich zwei dunkle Flecken, die Geldbörse fällt heraus, auf die Straße, im Bücken bleibe ich mit dem Hemdärmel an einer Kante der Wagentür hängen und reiße den Stoff auf. Die Magenkrämpfe setzen unerwartet heftig wieder ein. Das von den hellen Hauswänden reflektierte Sonnenlicht blendet, es ist vollkommen windstill, ich halte meine rechte Hand waagrecht an die Augenbrauen. Die Straße ist menschenleer, kein Auto fährt vorbei.

## 2

Für zwei Wochen werde ich hier im Haus Petersgasse 1 in der vierten Etage Gast in einer Wohngemeinschaft sein. Ich will in Bibliotheken Materialien für einen Vortrag und Essay über den Architekten Ehrenberg sammeln, werde in Antiquariaten nach Büchern von Ehrenberg suchen, Besuche bei alten Bekannten machen, auch in den nahen Städten, Ausstellungen besichtigen und in Museen gehen. Und ich hoffe, Karen wiederzusehen. Die Unterkunft hat mir ein Freund, ein Wiener Informatiker, vermittelt. Er hatte im vergangenen Jahr an der Universität hier einen Lehrauftrag und sich in dieser Wohngemeinschaft ein Zimmer gemietet. Ich drücke auf den Knopf neben dem Schild mit den zwei Buchstaben WG. Das Türschloss schnarrt. Ich trete ein. Es ist kühl im Treppenhaus. An der offenen Wohnungstür im vierten Stock steht eine dralle junge Frau, sie begrüßt mich freundlich. Ich solle mich erst mal einrichten und frisch machen.

Die Studentin, deren Zimmer ich bewohnen werde, soll sehr hübsch sein; sie studiert Kunstgeschichte, für ein Semester ist sie jetzt in London. Es ist der erste Raum neben der Eingangstür, er wirkt leer, die beiden Schränke und die Regale sind ausgeräumt, aber das Bett ist gemacht. An der Wand hängt, ungerahmt, aber unter Glas, eine Reproduktion von Malewitschs Schwarzem Quadrat aus dem Jahre 1920, das den aufmerksamen Betrachter, der nicht weiß, dass es eben kein geometrisches Quadrat ist, in Unruhe zu versetzen vermag. Die Abweichung von den exakten Maßen eines Quadrates ist so geringfügig, dass man sie nur bemerkt, wenn man seinen Kopf so vor das Bild hält, dass die geradeaus blickenden Augen genau in die Mitte des exakt senkrecht ausgerichteten schwarzen Feldes zielen, und selbst da noch verbessert unser Wissen, wie ein Quadrat auszusehen hat, die Wahrnehmung der schwarzen Fläche, die ja auf nichts anderes verweist als auf sich selbst. Ich setze mich auf den Bettrand.

Der Wiener Informatiker hat mir die Wohngemeinschaft ausführlich und anschaulich beschrieben. Im Nebenzimmer wohnt eine Laborantin, die im größten Chemiekonzern des Landes arbeitet: »Hager, bewegt sich langsam und redet sanft, senkt im Gespräch rasch den Blick; auf dem Flachdach über der Wohngemeinschaft hat sie Gärten angelegt, zieht dort seltene Gemüse und kostbare Kräuter; sie ist geschieden, steht jeden Tag um sechs auf, geht um sieben, kommt um vierzehn Uhr wieder nach Hause, klettert sofort, ob Regen, ob Sonnenschein, auf ihre Dachterrasse, spätestens um acht zieht sie sich in ihr Zimmer zurück; oft geht sie tagelang nicht zur Arbeit.« Zwei junge Tänzer teilen sich das nächste Zimmer: »Die beiden sind im Sommer immer irgendwo im Süden. Im langen Flur hängt eine Fotoserie, Aufnahmen, die die beiden

voneinander gemacht haben, schwarz-weiß, unscharf, sehr poetisch«. In den beiden Zimmern am Ende des Flurs wohnt das zweite Paar: »Eine Krankenschwester, hübsch und kräftig, und ein etwas ungepflegt wirkender Jusstudent.«

Der Jusstudent und die Krankenschwester klopfen an die Zimmertür, sie wollen mir die Wohnung zeigen. Wir setzen uns in die Küche. Die beiden weisen mich ein in die Regeln des Zusammenlebens ihrer WG, zeigen mir, wo und wie die Telefongespräche einzutragen sind, sagen mir, was ich in die Gemeinschaftskasse einzuzahlen habe, was ich wo einkaufen muss, wo im Kühlschrank mein Platz ist, an welchen Tagen ich Küchendienst habe, wann ich nicht ins Bad darf und wann ich es reinigen muss, wie ich mich verhalten soll, wenn die alte Hausbesitzerin auftaucht. Sie sind etwas irritiert, weil ich mich für die zwei Wochen nicht polizeilich anmelden will. Ich erkläre ihnen, dass ich viel unterwegs sein und nicht immer hier schlafen werde, dass ich für eine Publikation über den Architekten Ehrenberg recherchiere, mir Ausstellungen ansehen und Freunde besuchen will. Der Jusstudent sieht auf mein Hemd, meine Hose, meine Schuhe. Ob ich reich sei, fragt er. Ich sage lachend ja. Wenn jemand – was sehr unwahrscheinlich sei – nach mir fragen sollte, wer auch immer, sollten sie einfach sagen, sie wüssten nichts über mich, ich sei der Freund der Kunststudentin. Die Krankenschwester sagt leise, dass sie mir das Bett frisch überzogen habe, und wenn mir etwas unklar sei, könne ich ganz ungeniert bei ihnen anknöpfen, die letzte Tür im Flur führe in ihre beiden Zimmer, es gebe nur diese eine Tür für ihren Wohnbereich und sie würden nie zusperren, sie beide seien auch schon am längsten in der WG, die übrigens ihre Idee gewesen sei. Und ich solle mich wohlfühlen hier.

Ich lege die Hemden in den Schrank, die Unterwäsche, hänge das Sakko auf einen Bügel, ebenso die helle Lederjacke und die dunklere Hose. Einige Bücher und meine Schreibmappe lege ich ins Regal. Mit dem Toilettebeutel gehe ich ins Bad. Ich dusche lange. Die Darmkrämpfe haben nachgelassen, sind einem gleichmäßig stechenden Schmerz gewichen. Nackt husche ich in mein Zimmer. Plötzlich habe ich das Gefühl, das Bewusstsein zu verlieren, lege mich aufs Bett, das sich sofort zu drehen beginnt. Ich renne zurück ins Bad und übergebe mich. Die Krankenschwester ist besorgt, gibt mir ein kreislaufstärkendes homöopathisches Mittel. Ich beruhige mich. Ich denke an meine Verabredungen, gehe meine Notizen durch, rufe mir die Adressen und Telefonnummern in Erinnerung. Der Unterleib fühlt sich heiß und entzündet an. Ich habe Schmerzen und schlafe ein.

### 3

Ich gehe in die Altstadt. Die Abendsonne taucht die Fassaden in buttergelbes Licht. Das Haus Zollsteg Nr. 42 ist von russischem Wein überwuchert. Jürgen Genz wohnt im Hochparterre links hinten. Er hatte meinen Besuch schon nachmittags erwartet. Ein älterer Kollege sei nun zufällig vorbeigekommen, den könne er nicht wegschicken, ob ich einverstanden sei, dass er, der Alte, den Abend mit uns verbringe. Wir sitzen auf der seitlich und nach oben hin zugewachsenen Terrasse. Es ist noch immer heiß, die Luft steht. Genz bringt eine Obstschale, Wein, Käse und Weißbrot, Salz und Butter, Wasser. Der Alte wirkt harmlos, in sich gekehrt. Genz macht die Hitze zu schaffen, seine Haare glänzen, kleben an Stirn, Schläfen und Nacken, seine Ohren sind rot, die Augenränder entzündet, die Nase scheint ge-

schwellen. Sein Gesicht ist zu weich, denke ich, der Körper schlaff, die Schultern hängen, er ist fett geworden. Durch die grüne Laubdecke dringen Küchenlärm, Fernsehgeräusche und Stimmen aus den Wohnungen der oberen Stockwerke. Der Terrasse gegenüber ragt die Rückseite eines Bürohauses empor, in dessen oberen Fensterreihen sich die schon sehr tief stehende Sonne spiegelt. Darüber ist ein schmaler, hellblauer Himmelsstreifen zu sehen.

Genz macht Konversation. Der Wein ist gut, auch in viel Wasser. Nach den ersten Bissen beginnen wieder die Krämpfe in den Gedärmen. Eine Katze springt neben mir auf die Bank, schnurrt. Genz zündet Kerzen an. Er ist froh, dass ich ihm nicht in die Augen sehe, dass ich launig von meiner Wohngemeinschaft erzähle, aber es macht ihn nicht sicherer. Es ist fast finster, als Elsbeth, Genz' Lebensgefährtin, nach Hause kommt, sie hatte Vorstellung. Sie ist erstaunt, mich noch hier zu sehen. Sie mag mich nicht. Sie ist Schauspielerin, kräftig, mit langen, schweren dunklen Haaren. Vor drei Jahren haben wir einander kennengelernt, bei einer Premierenfeier, und ich habe ihr damals gesagt, dass ich das Getue der Schauspieler nicht ertrage, dieses manierierte Sprechen, die feierlichen Blicke und die bedeutungsvollen Gesten, und unwillkürlich habe ich wohl ihre Art zu reden und sich zu bewegen nachgemacht. Was es denn so lange zu besprechen gebe, sagt sie, sich ein Glas Wein einschenkend, den Kopf schief haltend. Genz sagt, dass ich erst am Abend und nicht schon am Nachmittag gekommen sei, und es gebe viel zu erzählen, wenn man sich lange nicht gesehen habe ... er hebt das Glas, bemerkt zu spät, dass es leer ist. Elsbeth trinkt rasch ihr Glas aus, setzt sich direkt mir gegenüber, beobachtet

mich mit ihren dunklen Augen. Ihre schwarze Bluse ist weit offen, ich schaue auf den Ansatz ihrer kleinen weißen Brüste. Ich wende mich dem Alten zu, er hat den Kopf gesenkt. Der schmutzige Jusstudent und seine hübsche Krankenschwester kommen mir in den Sinn. Ob er reich sei, frage ich den Alten. Er hebt den Kopf, seine Augen sind feucht, er lacht, die vielen kleinen Falten in seinem Gesicht tanzen. »Im Gegenteil, ich habe nichts, nicht einmal meine kleine Wohnung gehört mir.« Er hebt die dünnen Ärmchen. »Alles verloren, alles, meine Frau hat sich scheiden lassen, nach dreißig Jahren Ehe haben wir einander nicht mehr sehen können, das kommt ja häufig vor.« Und noch heute müsse er diese Frau von seiner Rente ernähren, da bleibe eben nichts; und das alles für ein paar Jahre Liebe, mehr sei nicht gewesen, dann habe das Gezänk begonnen. »Jahrelang habe ich das ausgehalten, aber einmal muss Schluss sein.« Der Alte hat einen roten Kopf bekommen. Ich nicke. Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie sich Elsbeth eine Zigarette in den Mund steckt. Automatisch gebe ich Feuer. Ein wenig zu heftig bläst sie den Rauch in meine Richtung, Genz ist das unangenehm. Ich bitte ihn um Speisesoda. Er steht auf, und mit ihm der Alte, der sich mit einem verlegenen Winken verabschiedet. Im ersten Augenblick denke ich, der Alte verbeuge sich vor mir, aber gebückt und in kleinen Schritten, sich auf einen Stock stützend, trippelt er ins Haus. Er, der Alte, schreibe wunderbare Gedichte, sagt Elsbeth nach einer Weile, ganz seltsame Gebilde seien das, sehr verschlüsselt. »Ich mag keine Gedichte«, sage ich. Genz bringt das Pulver, von dem ich einen gehäuften Teelöffel mit ein wenig Wasser einnehme. Die Leibscherzen lassen nach. »Habt ihr Karen in letzter Zeit einmal gesehen?«, frage ich. Beide verneinen. »Ihr habt euch getrennt?«, fragt

Elsbeth. Sie fährt sich mit der Zunge über die Lippen, die jetzt glänzen.

Übermorgen wolle ich Münzer besuchen, sage ich unvermittelt, ob er, Genz, noch Beziehungen zu Münzer unterhalte. Genz schweigt. Also hat er noch Beziehungen zu Münzer. Elsbeth steht auf, nimmt die leeren Flaschen unter den Arm, geht, ihre breiten Hüften drehend, in die Wohnung. Genz bewegt sich nicht, blickt vor sich auf die Tischplatte. Fernsehton dringt aus den oberen Wohnungen in den Hinterhof, eine Nachrichtensendung, ein synchronisierter Western. Eine Taube gurr, ungewöhnlich um diese Tageszeit. »Noch immer Lohnschreiberei?«, frage ich. »Noch immer Lohnschreiberei«, sagt Genz. »Pornografie?« – »Ja.« – »Für einen Verlag oder eine Agentur?« Genz schüttelt den Kopf. »Für Privatleute?« Genz seufzt. »Ja, und da gibt es ganz ausgefallene Wünsche, groteske Obsessionen, die seltsamsten Bedürfnisse.« Ob er die Auftraggeber persönlich kenne. »Nein«, sagt Elsbeth, die wieder an der Tür erschienen ist, im Schlafrock, es seien verrückte Sachen, die er schreibe, für spezielle Kunden, die anonym bleiben wollen. »Und wie viel springt dabei heraus?«, frage ich lachend. Was ich denn überhaupt von Jürgen wolle, ruft Elsbeth plötzlich, das gehe doch niemanden etwas an. »Schickst du die Texte mit der Post oder hast du einen Mittelsmann?« In ein Antiquariat bringe er die Texte. »Zu Zollinger?« Er nickt erstaunt. Weil der ja auch erotische Literatur sammle. Woher ich das wisse. Ich grinse. »Münzer ist einer der Auftraggeber, oder?« Genz ist verlegen, sagt nichts. Jetzt läuft nur mehr der Western. Der Himmelsstreifen über dem Bürohaus ist schwarzblau, mit Sternenschimmer. Ich nehme ein Taxi.

#### 4

Nachts wecken mich rasende Leibschmerzen aus Albträumen. Ich renne ins Bad, heiße, stinkende Flüssigkeit schießt aus mir heraus. Heftige Krämpfe in den Gedärmen schütteln mich. Ich bin am ganzen Körper nass, mir ist kalt. Die Krankenschwester und der Jusstudent kopulieren voll Leidenschaft und Ausdauer, sie schreit in regelmäßigen Abständen, wie eine Katze, im selben Rhythmus krümme ich mich auf dem Abtritt. Ich dusche. Mein Bauch ist eine brennende Wunde. Stark erregt und zugleich vollkommen geschwächt liege ich dann im Bett, bewegungslos. Die beiden haben noch immer nicht genug voneinander. Es ist finsternis in meinem Zimmer. Meine Vorstellungen sind bilderlos. Ich verdrehe die Augen, bekomme seltsame Angst, es ist wie in den Träumen, in denen man sich nicht mehr weg bewegen kann, wenn die Gefahr wächst. Ich mache Licht. Mit abstrusen erotischen Einbildungen wiege ich mich in den Schlaf.

Den nächsten Vormittag verbringe ich in der Universitätsbibliothek, lese dort architekturtheoretische Schriften von Marc Ehrenberg, exzerpiere einige seiner Aussagen zum sozialen Wohnungsbau. In den Bänden der Jahrgänge 1954 und 1955 des MERKUR suche ich nach einem Bericht über einen deutsch-amerikanischen Kongress zur wirtschaftlichen und kulturellen Zukunft Europas, bei dem Ehrenberg, der damals Abgeordneter gewesen war, einen Vortrag über den Wiederaufbau der Wohnhäuser in den westdeutschen Innenstädten gehalten hatte. Unter der Rubrik ›Chronik‹ war die Veranstaltung erwähnt, Ehrenberg wurde wegen seiner rhetorischen Fähigkeiten und seiner Polemik gegen Corbusier gelobt. Am Ende des Artikels stand das Kürzel



fd. Der MERKUR ist eine Kulturzeitschrift. Ich lese den Nachruf auf Musil, Texte von Benn, Kassner, Beckett, Golo Mann und anderen, blättere noch in späteren Jahrgängen. Der Lesesaal ist klimatisiert. Nur wenige Studenten arbeiten hier. Es ist still. In der Kantine trinke ich Tee. Wer oder was verbirgt sich hinter den Buchstaben fd? Ich hole mir nochmals die MERKUR-Bände, die glücklicherweise noch nicht ins Magazin zurückgebracht worden sind. Ich gehe die Namen der Redakteure und der ständigen Mitarbeiter durch, lasse mir auch die Jahrgänge 1952 und 1953 bringen. Es ist sonderbar: Das Zeichen fd taucht weder vorher noch nachher auf, und ich finde keinen Journalisten oder Publizisten oder Wissenschaftler, dessen Name mit den Buchstaben F und D beginnt oder endet. Ich kopiere mir den Artikel.

## 5

Aus dem Bibliotheksgebäude hinaustretend in die Mittagshitze, geblendet von dem gleißenden Sonnenlicht, versuche ich durchzuatmen, kämpfe gegen aufkommende Hungergefühle und die wie auf der Lauer liegenden Leibschmerzen an. Unter einem Kastanienbaum am Universitätsplatz ist eine der Sitzbänke noch frei. Kein Windhauch. Ich schwitze am ganzen Körper. Auf der Bank rechts neben mir liegt eine alte Frau, das hellblau geblümete Sommerkleid ist über die Oberschenkel hochgerutscht, der Gummiabschluss der grauen Perlonkniestrümpfe hat sich tief in das rotfleckige Fleisch eingegraben. Mit einem Plastikdosendeckel fächelt sich die schnaufende Alte Luft zu, und obwohl der nackte Oberarm sich dabei kaum bewegt, schaukeln die runzlig herabhängenden Fleischwülste hin und her. Ein Sirren und Rauschen ist in der Luft, wie von nir-

gendwo. Ein fünffingriges noch grünes Blatt fällt herab, eine Taube fliegt auf, ein Radfahrer fährt vorbei, lautlos. Ich lege mich auf den Rasen hinter der Bank, versuche zu schlafen.

In einer Apotheke suche ich Hilfe gegen das Versagen meiner Gedärme. Warum ich nicht zu einem Arzt gehe, fragt die Pharmazeutin lächelnd. Ich hasse Ärzte. Ich erzähle eine Anekdote, wie einer wegen Magenschmerzen zum Arzt gegangen, von diesem ins Krankenhaus überwiesen und dort an der intensiven Behandlung gestorben sei. Sie schlägt ein Lactoferment-Präparat vor, das ich teuer bezahle. Sie strahlt eine seltsam einladende Frische aus, ihre Augen versprechen Zuwendung. Die weiße Arbeitskleidung verleiht ihr eine Art Körperlosigkeit.

Zollinger ist nicht in seinem Laden. Ein junger Mann mit auffallend roten Haaren und Sommersprossen, der die Kundschaft, meist Studenten, im Auge zu behalten hat, vor allem an den Regalen mit den wertvolleren Büchern, will ihn telefonisch verständigen, ich möge Geduld haben, darf in einen Seitenraum, dessen Zugang versperrt ist durch eine dicke, dunkelrote Kordel mit Messinghülsen und massigen Ringen an den Enden, links fest verbunden mit einem Ring an der Wand, rechts mit einem aufwendig verzierten Karabiner zu öffnen, was mir nicht gleich gelingt, da der Verschluss keine Feder hat, sondern aufzuschrauben ist. Ich hänge den im Vergleich zur übrigen Ausstattung des Ladens auffallend kostbaren Strick hinter mir wieder ein. Wertvolle Bände stehen hier, durchwegs Erstausgaben. Ich bin aufgeregt, nehme Bücher aus den Regalen, blättere darin, lese, streiche mit den immer schmutziger werdenden Fingerkuppen über die alten Einbände. Es ist kühl in

diesem Raum, und trocken, der Staub kitzelt in Nase und Hals, meine Augen beginnen zu tränen. Ich habe Hunger.

Mit seiner lauten, tiefen Stimme begrüßt mich Zollinger. Er bleibt vor dem Durchgang stehen, in der Hand die rote Schnur; ich schiebe den ersten Band der kleinen Lenau-Ausgabe von 1857, den ich gerade aus einem der unteren Fächer herauszuziehen im Begriff war, in die Bücherreihe zurück, richte mich auf und wende mich ihm zu, ich fühle mich in diesem Augenblick schwerfällig. Zollinger lacht. »Ja«, sage ich, »die Bücher! Aber jetzt kaufe ich keine mehr, endgültig nicht mehr.« – »Das glaubst du doch selbst nicht«, sagt Zollinger, »wenn einer einmal mit dem Sammeln angefangen hat, gibt es kein Zurück mehr, die Gier lässt nicht nach. Es ist leichter, mit dem Rauchen aufzuhören als mit den Büchern.« Ich trete mit ihm in den Hauptraum des Ladens, der jetzt leer ist. Der dünne junge Mann sitzt hinter der Kasse, schreibt etwas aus einem Katalog ab, rechnet gleichzeitig auf einem winzigen Taschenrechner, in der linken Hand hält er den Kugelschreiber, die rechte schwebt über dem schwarzen Kästchen, in das er mit großer Geschwindigkeit Zahlen tippt. Er arbeitet so konzentriert, dass er nichts um sich wahrzunehmen scheint. Er sei leider noch nicht dazugekommen, mir die Bücher von Marc Ehrenberg zusammenzusuchen, er habe in diesen Tagen eine neue Lieferung bekommen, eine aufgelöste Dorfbücherei, sagt Zollinger. Ich bin enttäuscht, sage nichts. Er wolle das in den nächsten Tagen machen, ich solle nicht beleidigt sein, ich hätte ihm ja geschrieben, dass ich zwei Wochen hierbleiben wolle, das gäbe Gelegenheit, einander öfter zu sehen. Ich nicke. Er lade mich auf einen Kaffee ein, sagt Zollinger. Er lässt mich nicht aus den Augen. Wir gehen ins

Bistro schräg gegenüber. Die Tischchen vor dem kleinen Lokal stehen schon im Schatten, eines ist noch frei.

Zollinger hat die Hände im Nacken verschränkt und sich auf dem kleinen Stühlchen weit zurückgelehnt, das Becken über der vorderen Stuhlkante genießerisch vorgeschoben. Er breitet seine Beziehungsgeschichten aus. Ich höre gerne zu, erzähle kurz von meinem Besuch bei Genz. Ja, er, Zollinger, hätte ihm vor ein paar Jahren, als die Zeitung, bei der Genz als Kulturredakteur gearbeitet habe, in Konkurs gegangen sei, den Job als Porno-Schreiber für reiche Liebhaber erotischer Literatur verschafft. Genz mache das recht gut, es sei erstaunlich, wie sorgfältig er sich immer um eine glaubwürdige Story bemühe für die Perversionen, um die es eigentlich gehe. Zollinger beschreibt einige der Rahmenhandlungen. Ich höre kaum zu, betrachte die Passanten, die flanierenden und die gehetzten, die strenge Biederkeit der älteren Leute und die lässige Eleganz der jungen. Gedankenlos habe ich Kaffee bestellt. Schon der Geruch verursacht Magenschmerzen, und jetzt trinke ich auch noch die ganze Tasse. Augenblicklich steht mir kalter Schweiß auf der Stirn. Zollinger setzt sich gerade, beobachtet mich misstrauisch. »Münzer ist doch einer dieser Kunden«, sage ich. Zollinger lächelt nicht mehr. »War Elsbeth da?«, fragt er. Ich nicke. »Eine sehr schöne Frau«, sagt Zollinger. Ich verziehe den Mund. Zollinger lächelt und faltet die Hände über dem Bauch. »Und wie geht es dir mit deinem Bücherladen«, frage ich, »bist du reich geworden mit deinen Erotika und den vielen Autografen?« Zollinger zieht die Augenbrauen hoch. Ein Auto mit kaputtem Vergaser fährt vorbei, eine Abgaswolke zieht über uns hinweg. Ein Magenkrampf reißt mir den Oberkörper nach

## Manfred Mixner in der edition keiper



### Verstrickt in Geschichten

Versuche, Reden, Miscellen

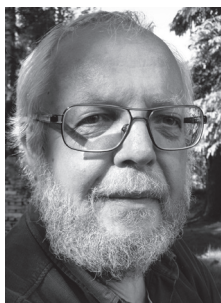
176 Seiten, broschiert  
ISBN 978-3-9503343-0-2  
EUR 16,50 (A) | 16,05 (D)  
edition keiper 2012



### Der Ziegenkopf

Kriminalroman

216 Seiten, gebunden  
ISBN 978-3-902901-24-8  
EUR 18,70 (A) | 18,19 (D)  
edition keiper 2013



Manfred Mixner, geb. 1947 in Graz, lebt in Berlin und Südschweden. 1970/71 Kulturredakteur der Grazer NEUEN ZEIT, 1972 Mitarbeit am Grazer Schauspielhaus, 1973-79 freier Journalist, 1979-83 Abteilungsleiter für Literatur und Hörspiel im ORF Graz, 1984-86 Abteilungsleiter für Ö1-Radioliteratur in Wien, 1987-2002 Leiter der Abteilung Hörspiel und Radiokunst am Sender Freies Berlin. Lehrtätigkeit in Salzburg, Klagenfurt, Berlin und Jena. Seit 2002 im Ruhestand, schreibt Essays, Erzählungen und Romane.